



Abend =

Zeitung.

260.

Dienstag, am 30. October 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Hen.)

Erdbeeren und Weintrauben.

Purpurne Beeren!
Spendet der Ananas Duft,
Lenzes Reiz zu vermehren,
Frühe Natur euch beruft:
Würzige Beeren!

Aus des schön geformten Laubes Hülle
Drängt ihr euch mit lieblichem Erröthen;
Bietet eures Nektars edle Fülle;
Glänzt als Schmuck auf frühen Gartenbeeten:
Rosige Beeren!

Schwellende Trauben!
Mild vom Lyäus verliehn;
Rankend am Stab und Lauben;
Reifend zu Gold und Rubin:
Labende Trauben!

Hoch auf Bergen sprossen eure Reben,
Festgehalten von den schlanken Stäben;
Nur genähret von des Mittags Gluthen;
Mild getränktet von des Himmels Fluthen,
Reifet ihr Trauben!

Beeren und Trauben,
Spendet den lieblichen Saft!
Wachset, reift, zu gewähren
Labende, geistige Kraft:
Beeren und Trauben!

Als Pomonens holde Lieblingskinder
Schmückt das Lenzgesild als Erstlingspenden!

Prangt als letztes Herbstgeschenk nicht minder
Auf den bunten herbstlichen Geländen:
Purpurne Beeren!
Schwellende Trauben!
Friederike Beckert.

Flüchtige Reisebemerkungen.

(Schluß.)

Da ich sehr vergesslich geworden bin, und gewiß in Kurzem nichts mehr von dem herzoglich-torlonia'schen Wappen gewußt hätte, so kam es mir zu Statten, daß ich es, zu meiner großen Ueberraschung, gleich hinterher auch auf jeder der beiden nächstfolgenden Flügelthüren erblickte; und dann eben so auf Nummer drei; und so fort bis zur neunten oder zehnten Doppelthür, wodurch mir also die schätzenswerthe Gelegenheit geboten wurde, es in achtzehn oder zwanzig Metall-Abbildungen zu studiren und auswendig zu lernen. Ja, als ich meine Augen endlich zu den Decken der Säulenhallen erhob, erblickte ich es noch mehrmals gemalt als Plafond über mir! Mehr konnte ich mir auch bei dem unersättlichen Verlangen nach Kenntnissen wahrlich nicht wünschen! — Nach langem und ernstem Nachsinnen über den Grund und Zweck dieser Ausschmückung und Stempelung der Thüren ist es mir endlich wahrscheinlich geworden, daß der Duca Alexander Torlonia den Spitzbuben, welche sie ihm etwa stehlen möchten, dadurch den Spaß hat verderben wollen, wie man silberne Löffel, Messer und Gabeln mit Buchstaben, Jahrzahlen oder auch Wappen zeichnet, um

sie als sein Eigenthum reclamiren zu können, wenn sie bei einem Diebe oder Diebshehler entdeckt werden. — Daß gute Gedanken aber nicht immer auch bei Andern Eingang finden, hat sich mir bei dieser Gelegenheit sehr auffallend bestätigt, denn noch kein einziger römischer Prinzipe hatte, so viel ich weiß, um auch seine Thüre gegen Diebereien zu assureiren, die sein erdachte Kriegslust des Duca Torlonia nachgemacht. —

Dergleichen Gedanken im Kopfe verarbeitend, gelangte ich am 23. Junius gegen Abend an die Villa Torlonia vor der Porta santa vor Rom. Eine wohlgenährte, freundliche Pförtnerin öffnete das stattliche eiserne Gitterthor, half uns, nach empfangener Einloßkarte, aus dem Wagen, und machte auf angenehme und zweckmäßige Weise unsere Führerin. Ohne sich für jetzt um ein Gebäude, das rechts am Eingange liegt, zu kümmern, führte sie uns zuerst grade aus durch den Garten nach dem nächsten Gebäude. Der Garten ist in neuerem Geschmack angelegt, doch waren zu beiden Seiten des breiten Weges auf welchem wir hingingen, noch alte Laubengänge erhalten, so dunkelschattig, wie ich in Deutschland nie eine gesehen habe; nur im großherzoglichen Garten zu Florenz, beim Palast Pitti, sah ich einen eben so schönen und noch viel längeren.

Das Haus, in welches wir zunächst geführt wurden, war nur einstockig und überhaupt nicht groß. Wir sahen darin nur zwei oder drei Zimmer. Es ist, wie unsere Führerin sagte, zum Pranzo (zum Einnehmen des Mittagessens) bestimmt. In dem Souterrain also die Küche nebst Zubehör. Als wir auf einen langen Balkon hinaustraten, sahen wir, daß vor uns der Boden des Gartens ein gutes Stück tiefer war. Zunächst vor uns schauten wir auf fünf Sitzreihen eines kleinen Amphitheaters hinab. Darüber hinaus ein Gebäude, was zum Kaffeetrinken bestimmt seyn soll. Zu beiden Seiten von diesem, vorbereitete Säulenhallen zur Aufstellung von Musikchören. Rechts von uns, in geringer Entfernung und auf gleicher Höhe des Bodens mit uns, das Haupt- oder eigentliche Wohngebäude. Rechts, in größerer Entfernung, noch ein Gebäude, wenn ich anders recht verstanden habe, zu einer Osteria (Wirthshaus) bestimmt. An allen diesen Gebäuden wurde noch vielfältig von Handwerkern und Künstlern gearbeitet.

Ich bin nicht im Stande, und es wäre auch zu weitläufig, mich auf nähere Beschreibung des Pranzo- und des Wohngebäudes, die wir durchwanderten, einzulassen. Im Allgemeinen bemerkte ich nur, daß ich noch in keiner fürstlichen Wohnung eine solche ausstudirte, reiche und geschmackvolle Eleganz gesehen habe, als in diesen Ge-

bäuden. Schöner Marmor, wie sich von selbst versteht, in Menge verbraucht, z. B. an dem Eingange in das Pranzo-Gebäude; die große offene Halle im obern Stockwerk des Hauptgebäudes mit Marmorquadern belegt und mit großen Säulen von carrarischem Marmor aus einem Stück umstellt, die Fußböden mehrerer Zimmer in schönen Zeichnungen mit verschiedenfarbigem Marmor ausgelegt; andere von Mosaik ganz nach antiken Mustern. Die Wände zum Theil schon mit trefflichen Malereien, manche auf Goldgrund, geschmückt. Manche kleinere Zimmer schienen eben durch ihre auffallende Kleinheit, so wie durch ihre Wandmalereien, absichtlich an Pompeji erinnern zu sollen. Selbst der Tanzsaal nicht bedeutend groß, aber sehr reich decorirt. Das kleine Badezimmer köstlich.

Des fertigen und werdenden Schönen war überall zu viel, als daß ich hätte Jagd auf angebrachte Wappen machen mögen. Eine andere Eigenthümlichkeit bemerkte ich an mehreren Zimmerthüren. Sie schlugen beim Oeffnen weder in das eine noch das andere Zimmer hinein, sondern schoben sich mit Leichtigkeit, auf kaum bemerkbaren Rollen, rechts und links in die Wand hinein und aus der Wand heraus.

Einen flüchtigen Umweg durch ein Stück des Gartens machend, gingen wir zuletzt noch zu dem Gebäude, rechts an den Eingangsgitterthoren. Dieß kündigt im Erdgeschos gleich durch eine Reihe großer, gutgearbeiteter Pferdeköpfe, welche aus der Mauer hervorragen, einen Theil seiner Bestimmung an. Das ganze Erdgeschos ist zu Pferdebestall und Wagenschuppen eingerichtet.

Der Pferdebestall ist eine lange, hohe Halle, die fast an eine gothische Kapelle erinnert. Die Pferde des reichen Duca werden hier, wie billig, als vornehme Thiere honorirt. Es ist unpassend, daß ich von einem Pferdebestalle sprach, ich verbessere dieß also, indem ich sage, daß in dem schönen Pferde-, Wohn-, Speise- und Schlaffaale der Länge nach zu beiden Seiten sehr breite Stände für die glücklichen Pferde, die wahrscheinlich viel zu speisen und wenig zu arbeiten haben, eingerichtet sind. Mehrere Fuß hoch sind die Wände vor ihnen mit Marmorplatten belegt und daran die Marmorbecken befestigt, aus welchen sie, wahrscheinlich sehr anständig, ihr Futter genießen. Und damit ihnen nebenbei auch einiger Kunstgenuß werde, ist sowohl der Raum über der Eingangsthür, als auch der obere Theil der gegenüberstehenden Wand mit großen Malereien, Braun in Braun, geschmückt. Hier der Schöpfer mit Ochsen und Löwen, und der Unterschrift in lateinischer Sprache: Am sechsten Tage schuf Gott allerlei Thiere — dort ein alter Mann

(ein Ritter?) mit einem Schwerdt in der Hand. Auf jeder Seite dieser Darstellungen wieder das Wappen des Duca Torlonia. Also auch sein Pferdestall kann, nicht ohne Gefahr für den Dieb oder Diebshehler, gestohlen werden. —

Hieroon abgesehen, ist anzuerkennen, daß der Duca Alexander Torlonia seinen Reichthum auf eine sehr geschmackvolle Weise anzuwenden versteht. Seine Villa, wenn Alles darin vollendet ist, möchte wohl die schönste und sehenswertheste seyn, die es in Italien giebt.

Uebersieht man die Menge von Künstlern und Handwerkern, welche an sieben Bauwerken in dieser Villa, ferner in seinem Palast zu Rom, und in der Villa zu Castel Gandolfo beschäftigt sind, so hört es fast auf, übertrieben zu klingen, wenn man in Rom vielfältig sagt, der Duca Torlonia zahle schon seit länger als dritthalb Jahren, durchschnittlich jede Woche fünftausend römische Thaler (wovon 4 und $\frac{3}{10}$ einem Napoleon d'or gleich sind) an Künstler und Handwerker. Und trotz dieser gewaltigen Ausgaben, soll sein Reichthum sich nicht vermindern, sondern noch vermehren. Man sagt, daß allein der Pacht des Tabakgeschäfts ihm jährlich wohl 100,000 römische Thaler Gewinn bringe.

Er ist noch nicht verheirathet; aber die Braut, die er einst heimführt — und wenn sie auch aus dem vornehmsten Fürstenhause abstammt — wird mit der Stätte, die er ihr im Voraus bereitet hat, gewiß zufrieden seyn.

Der Giftfresser Teuscher.

In Leipzig soll die Sage von Teuscher gehen, der ein von ihm erfundenes Gegengift in solchem Uebermaß genossen habe, daß er bis zum Gerippe abgezehrt und an seiner eigenen Kunst gestorben sey. Ich habe diese Sage, die vor längerer Zeit (wenn ich nicht irre in der Abendzeitung) bei Anzeige einer neuen Novelle kurz berührt war, für meine neue Sammlung deutscher Volksagen und Legenden bearbeitet, welche in der Kürze bei Songhaus dahier erscheinen wird. Leipziger Freunde unserer vaterländischen Sagen würden mich und gewiß einen großen Theil der Leser der Abendzeitung verbinden, wenn sie in diesem Blatte die nähern Umstände, das Geschichtliche oder die Quelle dieser Sage mittheilen wollten. Irr' ich nicht, so soll ein Steinbild auf dem Gottesacker an Teuscher erinnern.

Es dürfte überhaupt sehr erwünscht und zeitgemäß seyn, wenn Eine der größern Zeitschriften — Abendzeitung, Elegante, Morgenblatt u. s. w. — fortlaufende kurze Mittheilungen neuer Volksagen aufnähme; die

große Theilnahme für diese Blüthen unserer ureigenthümlichen Volkspoesie läßt erwarten, daß dadurch vieles Schöne und Neue zu Tage käme.

A. Rodnagel.

Beireis als Recensent.

Als der bekannte, zu Halberstadt im Jahre 1836 verstorbene Schriftsteller Dr. Friedrich Cramer einst als Student zu Helmstädt den nicht minder bekannten Professor Beireis besuchte, äußerte dieser im freundlichen Gespräch: „Sie haben viele gelehrte Vorfahren; ich habe deshalb immer auf Ihre Familie viel gehalten, ob ich mich gleich veranlaßt fand, drei Ihrer Großonkel Todt zu recensiren; die waren nämlich Johann Melchior Göze zu Hamburg, dessen verschriene Orthodorie ich lobte, dem ich aber bei seinen literarhistorischen Arbeiten Fehler nachwies; Johann August Ephraim Göze zu Quedlinburg, der Naturforscher, welcher in seiner Naturgeschichte der Eingeweidewürmer mehr versprach als leistete und Johann Andreas Cramer (nicht etwa der Theolog, sondern der sogenannte Metallurg) der verdienstvollste von allen dreien.“ Friedrich Cramer theilte diese sonderbare Rede seinem Gönner und väterlichen Freunde Henke mit, welcher laut aufschrie und sagte: „Der alte Beireis treibt doch ewig mit seinen Windbeutelereien Muthwillen; er hat nie Recensionen geschrieben, als in den literarischen Annalen, welche hier, zuletzt unter Bruns und meiner Leitung erschienen; ihm konnte aber von jeher nur selten ein neues Werk zur Beurtheilung gegeben werden, weil er Alles ohne Unterschied zu übermäßig lobte.“ Beireis müßte hiernach die genannten drei Gelehrten todte gelobt haben, doch an übermäßigem Loben sind von jeher sehr wenig Menschen und Gelehrte gestorben.

R e s e.

A p h o r i s m e.

Das tabelnwerthe, launenhafte Wesen und Betragen mancher Menschen nimmt in der Regel zur Entschuldigung den Mantel körperlichen Uebelbefindens um, erlangt aber höchstens nur durch diese Bekundung ihrer Knechtschaft unter der Macht des Erdgeistes ein achselzuckendes Bedauern, während die immer sich gleich bleibende Liebenswürdigkeit, die Gelassenheit und Geduld edler Naturen unter körperlichen Leiden, ihre geistige Freiheit, den Gott im Menschen offenbarend, den Zoll der Ehrfurcht und Bewunderung mit jener innern Kniebeugung erhält, zu welcher das Gefühl des Göttlichen unter allen Formen hingieht.

Julie von Großmann.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

London, im Septbr. 1838.

Vor kurzem starb in Birmingham ein, durch sein Schicksal und seinen excentrischen Charakter merkwürdiger Mensch, der unter dem Namen Billy Button (Knopf Wilhelm) seit vielen Jahren in jener Stadt und den angrenzenden Grafschaften wohl bekannt war. Von diesem Menschen erzählt man sich folgende romantisch-tragische Geschichte.

Billy Button, dessen wahren Namen man aus Rücksichten verschweigt, war von angesehenener Familie. Seinem leidenschaftlichen Hange zum Seewesen folgte er in frühem Jünglingsalter, und seine Geschicklichkeit in demselben, erhob ihn bald zu dem Range eines Schiffkapitains. Während eines kurzen Aufenthaltes in Glasgow, machte er daselbst Bekanntschaft mit einem lebenswürdigen jungen Mädchen. Beide liebten und gelobten einander eheliche Vereinigung, sobald er von seiner bevorstehenden Reise nach Amerika zurückgekehrt seyn werde. Sie schieden. Nach einigen Monaten kehrt William in den Hafen von Glasgow zurück und kaum gelandet eilt er dem Hause seiner Jessy zu, und erfährt, daß die Geliebte vor ohngefähr anderthalb Stunden begraben worden —. Diese Nachricht verwirrte seinen Verstand. Unter wilden Schmerz-Äußerungen rennt er zum Kirchhofe und wirft sich auf das Grab seiner Geliebten, auf das er den ersten wilden Anfall seines Schmerzes in Thränen ausgießt, und nachdem gelobt: nie zu heirathen, ja, nie mehr ein Frauenzimmer mit Liebesgedanken anzusehen — und ohne Strümpfe und Schuhe sein Lebenlang umherzuwandern, ein heimatloser Pilger. Dieses Gelübde führte er augenblicklich aus: er warf seine Schuhe und Strümpfe von sich und begab sich stante pede, ohne sein Schiff wiederzusehen, auf die Wanderschaft. In allen Städten und Dörfern durch die er kam, sang er phantastische Lieder, tanzte und machte bisweilen die wildesten Sprünge dabei, und Mitleidige gaben ihm gern und reichlich, welches ihm seinen Lebensunterhalt sicherte. Nie sprach er jemanden um etwas an. Für jede Gabe dankte er mit einer höflichen und anständigen Verbeugung. Abends kehrte er in solche Wirthshäuser ein, wo nur Bettler übernachteten. Hier nahm er etwas Speise und Trank von der gewöhnlichsten Art, bezahlte dies nebst seinem Nachtlager und Frühstück für den kommenden Morgen, und was er dann übrig hatte, wie viel es immer war, vertheilte er unter die Bettler die mit ihm unter demselben Dache übernachtet. Dieser Generosität wegen, zogen dieselben ihm nach wie die Haifische dem Pilotfische. Er soll in großen Städten oft 4 bis 5 Pfund gesammelt haben — allein, das Geld hatte für ihn keinen Werth und Abends gab der Arme alles wieder an die Armen. Besonders merkwürdig an ihm war sein Anzug: sein Rock war buchstäblich bedeckt mit Metall-Knöpfen, (daher der Name „Knopf Wilhelm“,) meist von der seltensten Art, die er in allen Theilen des Königreiches gesammelt hatte. Das Gewicht dieses Rockes betrug über 30 Pfund. Er hielt dieses Kleid so werth, daß, als einst ein Herr in Birmingham ihm erst 5 dann 10 Pfund Sterling bot, für den Gebrauch des Rockes auf einem Maskenball, er die Anerbieten ausschlug. Seine Mütze war gleichfalls mit Knöpfen geziert und mit Federn ausgeschmückt. In dieser Kleidung wanderte er, stolz baarfuß durch das Land. Am Halse trug er das wohlgemalte Bildniß des Mädchens, dessen Tod ihn in diese Excentricität stürzte, und bis zu seinem letzten Hauche hielt er dasselbe mit krampfhafter Anstrengung in seinen Händen. In vielen Orten durch die er wanderte, ward er auch nach dem Taufnamen seiner Geliebten, Jessy, genannt. Seine Familie machte wiederholte Versuche ihn zur Heimkehr zu bewegen, allein vergebens. Während des letzten strengen Winters wurden ihm oft von Mitleidigen Schuhe

und Strümpfe angeboten, und er hart angegangen dieselben anzulegen — doch er verweigerte standhaft jedes Gesuch der Art — die Folge war, daß er in der heftigen Kälte sich die Influenza zuzog, welche bald in eine Lungenentzündung ausartete. In diesem Zustande noch immer wandernd, fühlte er zuletzt sein herannahendes Ende — ging nach Birmingham wo er in einem Wirthshause einkehrte und dann seiner Familie Nachricht gab von seiner tödtlichen Krankheit. Alles ward von jener neuerdings angewendet ihn zur Heimkehr, wenigstens bis zu seiner Genesung, zu bewegen, allein, es war nicht möglich, ihn seinem Gelübde, als ein Wanderer zu leben und zu sterben, treulos zu machen. Seine Verwandte, all' ihre Bestrebungen zu diesem Zwecke nutzlos findend, thaten wenigstens alles was er zuließ, und verordneten die sorgfältigste Pflege, wie sie in seiner armseligen letzten Pilgerstation nur immer möglich. Der menschenfreundliche Dr. Sem behandelte ihn während seiner Krankheit und erschöpfte sich, wie des Unglücklichen ganze Nachbarschaft, in Aufmerksamkeiten für ihn bis zu seinem Tode. Nachdem dieser erfolgt, wurden seine Ueberreste von seiner Familie abgeholt und in deren Grabstätte beerdigt. Er war 63 Jahre alt. Seine Conversation und sein Benehmen waren, sein Excentrisches ausgenommen, die eines gebildeten und anständigen Mannes; er war deshalb allgemein geschätzt und seiner unglücklichen Liebe und des durch dieselbe verursachten Wahnsinns wegen, allgemein bemitleidet.

Die Aehnlichkeit zwischen dem Schicksale dieses Unglücklichen und dem Ritter Toggenburg, wird Ihnen gewiß nicht entgangen seyn. — Er wurde auch nicht minder besungen, aber bisher noch von keinem Schiller, sonst würde ich mich bestrebt haben Ihnen eine Uebersetzung mitzutheilen.

Paris, den 30. Septbr. 1838.

Die jetzige Jahreszeit ist für Kunst- und politische Nachrichten gleich unfruchtbar. Die vornehme Welt ist noch auf dem Lande und auf Reisen; die Theater sparen ihre besten Neuigkeiten zum Winter; die Salons sind noch geschlossen, also herrscht hier in jeder Hinsicht ein Interregnum. Die Bajaderen haben uns Lebewohl gesagt ohne viel Trauer zu hinterlassen; ein kleines Theater hat ein paar hübsche Schauspielerinnen braun gefärbt und läßt die armen Mädchen alle Abende die indischen Tänze nachahmen, wobei das Publikum mehr lacht, als bei den ungefärbten ächten Bajaderen. Ein anderes Theater will es mit Löwen versuchen, weil der Decorations-Spektakel nicht mehr genug zieht. Auf eine oder andere Art sucht hier jeder Lärm zu machen und also unser abgespanntes Publikum an die Theaterkasse zu locken.

Mlle. Mars wird aus Mailand zurückerwartet, wo sie sich nicht eben sehr gefallen hat, desto mehr aber den Italienern, obgleich vielleicht der Augenblick für das Repertoire der großen Schauspielerin nicht gut gewählt war. Mlle. Mars ist nur für das feine Conversations-Schauspiel geeignet; das Melodrama paßt also so wenig wie das Trauerspiel für ihre Eigenthümlichkeit. Die Italiener aber wollen drastische Mittel.

In der Oper ist es seit dem Sturze von Benvenuto Cellini ziemlich still. Außer Duprez ist nichts Großes, die Mlle. Elsler selbst fangen an das Haus leer zu lassen und in der Sylphide wird Mlle. Taglioni stark vermist.

Der Durst nach Neuigkeiten ist in Paris so groß, daß selbst die beste Sache bald unbeachtet vorüber geht, wenn sie nicht wenigstens scheinbar neu ausgestattet wird. Daher greift denn auch das Publikum begierig nach allen Dingen, die Skandal erregen, anfangs nach den Geschichtchen über die unheimliche Ehe der Mlle. Grisi, sodann nach den Prozeßessen Brossard, Bisquet und anderm moralischen Kebricht. (Beschluß folgt.)

Nebst dem Buch- und Kunst-Anzeiger Nr. 23 der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig.